

VORSTELLUNGEN VON ZUKUNFT



Forscherpersönlichkeiten aus aller Welt und ihre Themen zusammenbringen: das ist eine zentrale Aufgabe des FRIAS. Immer wieder entstehen dabei interessante Begegnungen zwischen Fellows und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität Freiburg. Für diese Ausgabe der FRIAS NEWS haben wir FRIAS-Fellow Sabine Hake, Professorin für Kulturwissenschaften an der University of Texas at Austin, USA, und Ulrich Bröckling, Professor für Kulturosoziologie an der Universität Freiburg, zusammengebracht. Sabine Hake beschäftigt sich in ihrem FRIAS-Projekt mit der Imagination des Proletariats und der Arbeiterbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ulrich Bröckling forscht zu Themen wie Sozial- und Selbsttechnologien, Heroisierungen, Soziologie des Krieges und vielem mehr. Im Sommer 2016 entstand ein spannendes Gespräch, das wir hier in Auszügen abdrucken.

Frau Hake, vielleicht können Sie zu Beginn kurz berichten, mit welchen Themen Sie sich in Ihrer Forschung momentan beschäftigen?

Sabine Hake: Sehr gerne. Ich beschäftige mich momentan mit den Imaginationen des Proletariats im 19. und 20. Jahrhundert. Das heißt,

ich beschäftige mich damit, wie sich die Arbeiterbewegungen damals die Zukunft und ihre eigene Rolle darin vorgestellt haben. In meiner wissenschaftlichen Arbeit ist mir immer deutlicher geworden, dass es für soziale Bewegungen unerlässlich ist, sich eine andere Zukunft vorzustellen – durch symbolische Praktiken, kulturelle Selbstdarstellungen oder performative Identitäten. Man muss also wissen, was man sein möchte, um motiviert zu sein, dafür zu kämpfen. Das Problem unserer Zeit ist, so finde ich, dass es zwar einen ungeheuren Bodensatz an Ressentiments, Furcht, Hass und Enttäuschung gibt, aber dass es keine kollektiven Skripte gibt, um diese auszudrücken. Gegenwärtig besteht alleine das populistische Skript, und das ist natürlich sehr gefährlich, wie wir es jetzt bei Trump, der Brexit-Abstimmung und den ganzen rechten Gruppierungen in Europa sehen.

In meiner Forschung ist mir klar geworden: Gefühle sind unheimlich wichtig, um solche imaginären Gemeinschaften zu entwickeln und politisch zu artikulieren. Es zeigte sich, dass der Sozialismus und Kommunismus, die ja von sich behaupteten, nur auf rationaler Einsicht, also Klassenbewusstsein und Theorie, zu beruhen, genauso emotional be-

stimmt war wie alle andere sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts.

Ulrich Bröckling: Die Imagination des Proletariats ist ja insofern eine besondere, als sie theoretisch und geschichtsphilosophisch besonders aufgeladen ist. Zumindest im marxistischen Diskurs bezog sich die Rede vom Proletariat nicht unmittelbar auf die empirischen Lebensbedingungen der Arbeiterinnen und Arbeiter, sondern bezeichnete die eine Seite einer fundamentalen gesellschaftlichen Klassenspaltung. Das Proletariat hatte zugleich die historische Mission, diese Spaltung revolutionär ein für alle Mal zu überwinden. Der neuere Begriff des Prekariats kennt diese Aufladung nicht mehr. Hier handelt es sich eine sozialstrukturelle Beschreibung prekärer, d.h. unsicherer Lebensverhältnisse.

Hatte die Arbeiterbewegung damals ein klares Bild von sich und ihrer Rolle in der Geschichte?

Hake: Auf jeden Fall! Man konnte sich plötzlich einschreiben in ein anderes Narrativ, in dem man plötzlich der Held und Erlöser ist – das drückte sich aus in den Liedern der Arbeiterbewegung, allegorischen Zeichnungen und sogenannten Weihespielen, die z.B. in der Sozialdemokratie sehr beliebt waren.

„Held“ ist ein gutes Stichwort – Herr Bröckling, sie arbeiten in Ihrer Forschung ja auch zum Thema Helden und Heroisierungen.

Bröckling: Ja, wir haben in Freiburg einen Sonderforschungsbereich zu „Helden, Heroisierungen, Heroismen“, der als interdisziplinärer Verbund von der Archäologie bis zur Zeitgeschichte unterschiedliche historiographische Bereiche umfasst. Dazu kommen Literatur- und

Kunstwissenschaften und eben auch die Soziologie. In diesem Rahmen gibt es ein Teilprojekt, das sich mit Arbeiterhelden in der Sowjetunion und in China beschäftigt. Da geht es unter anderem um die Frage, inwieweit in China, nach der Revolution, russische Vorbilder übernommen worden sind, und wie sich in beiden Ländern ein ganz besonderes Modell des Helden oder der Heldin entwickelte, deren Heroismus darin besteht, dass sie besonders hohe Produktionsleistungen erbringen.

Hake: Aha, wie das Stachanow-Prinzip in der UdSSR.

Bröckling: Richtig – in der DDR gab es entsprechend den Arbeiterhelden Hennecke, und ähnliche Figuren eben auch in China. Interessanterweise wurden diese Modell-Arbeiter, die oft auch aus der Partei kamen, von ihren Kolleginnen und Kollegen in den Fabriken häufig recht unfreundlich aufgenommen, weil sie mit ihren Höchstleistungen dazu beitrugen, dass in der Folge die Akkordvorgaben erhöht wurden.

Aber es gab natürlich auch eine Heroisierung der Arbeiterbewegung, bevor die sogenannten Arbeiterstaaten entstanden. Darüber wissen Sie, Frau Hake, sicherlich mehr als ich. Exemplarisch die visuellen Darstellungen in sozialistischen und anarchistischen Zeitschriften: athletische Männerkörper, die immer ein Werkzeug in der Hand halten, in der Perspektive von unten nach oben gezeichnet oder fotografiert – der sogenannte „hero shot“. Diese Körperästhetik transportierte auch ein bestimmtes Männlichkeitsbild, geprägt durch körperliche Kraft und Kampfbereitschaft. Und natürlich auch das Bild der Arbeiterklasse als Kollektivheros. Ganz nach Karl Marx, der dem Proletariat die historische Aufgabe zuwies, die Weltgeschichte zu

vollenden. In der Tat eine heroische Aufgabe – und ich glaube, dass man das eben in bildlichen Darstellungen auch sehr gut nachzeichnen kann.

Hake: Allerdings hatten in diesen Heroisierungen auch Frauen einen Platz – man schaue sich nur die klischeeartigen Bilder des sozialistischen Realismus mit Männern und Frauen auf einem Traktor vor einem weiten Feld und Ähnliches an.

Bröckling: Das stimmt! Letztlich kreiste die Imagination des Proletariats um die Arbeit.

Hake: Andererseits – schauen Sie sich zum Beispiel die Arbeiterlyrik des 19. Jahrhunderts an: die Arbeit kommt nie vor! Stattdessen: Liebe, Blumen, die Sonne, der Himmel, Berge, Bäume, Kinder, Tiere, der Frühling.

Bröckling: Das heißt also, wenn Arbeiter sich abends hinsetzen und Gedichte schreiben...

Hake: ...dann beschreiben sie genau das Gegenteil ihres Alltags, genau. Dadurch konnten sie sich der Determination durch die Arbeit entziehen. Das war oft sehr kitschig, aber genau auch eine Vorwegnahme eines selbstbestimmten Lebens – und zugleich eine Anlehnung an bürgerliche Lyrik.

Frau Hake, Sie haben einmal gesagt, dass sie während ihrer Forschungsarbeit darüber gestolpert sind, dass Fragen von Gender und Religion auf einmal so eine große Rolle gespielt haben – größer, als sie es erwartet haben. Was meinten Sie damit?

Hake: Je mehr ich mich in die Thematik eingelesen habe, desto deutlicher wurde es mir, dass der Sozialismus tatsächlich eine Art säkularisierte Religion war. Es gab eine Menge religiöser Metaphern, Rituale und religiöser Sprache. Ich glaube, dass man dies vielleicht erst heute

mit einem erweiterten Religiositätsverständnis verstehen kann.

Was ich auch erst wirklich nicht wahrhaben wollte ist, wie stark der Sozialismus in einem „männerbündischen“, im Englischen „homosocial“, Kontext zu bestimmen ist. Obwohl die Frauen als Arbeiterinnen ja überall waren! Aber aus dieser Imagination der Arbeiterbewegung fallen sie total raus. Das war eine rein männliche Welt, die in den Männergesangsvereinen oder in diesen Stammlokalen absolut weg wollte von den beengten Bedingungen, in denen sie mit ihren Frauen und Kindern lebten.

Bröckling: Um nochmal zurück zum Thema Religion zu kommen. Aus einer soziologischen Perspektive würde man sagen: in religiösen Praktiken vergewissern sich Gemeinschaften ihrer selbst, ihrer Gemeinschaftlichkeit, und genau das geschah natürlich auch in der sozialistischen Bewegung. Und zu der Frage der maskulinen Orientierung der Arbeiterbewegung: Das hat, wie Sie ja schon sagten, sicherlich damit zu tun, dass die familiäre Welt von Enge und Elend geprägte war.

Ich würde gerne noch auf einen anderen Punkt zu sprechen kommen, der mir in der Auseinandersetzung mit Proletariat als Imagination wichtig ist: Die Arbeiterbewegung – sowohl in ihrer sozialdemokratischen wie später in ihrer bolschewistischen Variante – war auch eine gewaltige Disziplinierungsanstalt. Dahinter stand die Überzeugung, man müsse Organisationsmacht aufbauen, Wählerstimmen sammeln und im Übrigen auf den Moment der Krise warten, um dann im richtigen Augenblick mit Massenaktionen präsent zu sein. Weil man nur gemeinsam stark war, hatten sich die Einzelnen unterzu-

ordnen. Diese Zurichtung hatte fatale Folgen. Genauso diszipliniert, wie die sozialistischen Arbeiter bis 1914 auf die 1. Mai-Demonstrationen gezogen waren, sind sie im August 1914 als Soldaten in den Krieg marschiert. Auch das spätere Überlaufen großer Teile der Arbeiterbewegung zum Nationalsozialismus speist sich nicht zuletzt aus dieser Prägung.

Hake: Da stimme ich Ihnen zu! Während meiner Arbeit ist mir diese enorme Diskrepanz zwischen dem damaligen Zukunftsoptimismus und der heutigen Zeit aufgefallen. Im Vergleich zur Arbeiterbewegung haben wir heute doch gar keinen richtigen Zukunftsbegriff! Wir denken zwar oft in Kategorien wie technologischer Entwicklung...

Bröckling: ...ich würde sagen, wir denken die Zukunft eher als Katastrophe und unsere Hoffnungen sind darauf zusammengeschnürt, diese möglichst lange aufzuhalten!

Hake: Ja genau, es gibt zwei Narrative: einmal eine gewisse Technologiegläubigkeit, und auf der anderen Seite die Erwartung der Katastrophe. Aber es gibt eigentlich kein Zukunftsnarrativ, in dem wir Subjekte sind, die ihre Zukunft selber produzieren. Das ist mir bei meiner Arbeit wirklich aufgefallen. Im Rückblick kann man sich ja schon lustig machen über den damaligen Optimismus, diese Naivität und auch diesen Dogmatismus der Arbeiterbewegung, aber ich habe auch gemerkt, dass ich manchmal ein bisschen neidisch war, wie hoffnungsfroh die Menschen damals waren!

Herr Bröckling, Sie haben sich ja in einem eigenen Buch mit der Figur des „unternehmerischen Selbst“ auseinandergesetzt. Ist an die Stelle des Klassenkampfes zwi-

schen Kapitalisten und Arbeitern nun die Selbstaubeutung aller getreten – und markiert dies einen weiteren Sieg des Kapitalismus?

Bröckling: Dazu muss ich ein wenig ausholen. An der Diagnose, wie sie im Marxismus und anderen frühen kapitalismuskritischen Positionen formuliert wurde, dass die kapitalistische Form der Vergesellschaftung konstitutiv krisenhaft ist, an dieser Diagnose ist, denke ich, festzuhalten. Zurückzuweisen ist meines Erachtens jedoch die Vorstellung, dies führe zwangsläufig zum Zusammenbruch des ganzen Systems – auch das ist ja übrigens wieder ein religiöses Motiv. Krise ist nicht nur etwas, das sich in dramatischen Ereignissen kurzzeitig zuspitzt. Mit Walter Benjamin gesprochen, besteht die Katastrophe vielmehr darin, dass es immer so weiter geht. Wenn wir Krise als einen auf Dauer gestellten Ausnahmezustand begreifen, als etwas, das andauert, dann wurde die Alternative Sozialismus oder Barbarei spätestens mit dem Nationalsozialismus schon einmal zugunsten der Barbarei entschieden. Es gibt in der Soziologie eine viel diskutierte Arbeit von zwei französischen Kollegen Luc Boltanski und Ève Chiapello mit dem Titel „Der neue Geist des Kapitalismus/Le nouvel Ésprit du Capitalisme“. Deren These ist, dass die Entwicklung des Kapitalismus durchweg begleitet war von Kritik am Kapitalismus. Die beiden unterscheiden grob zwei Grundformen von Kritik – sie nennen sie Sozialkritik und Künstlerkritik. Die Sozialkritik kritisiert das Elend, die Verarmung, die Ausbeutung im Kapitalismus. Boltanski und Chiapello verbinden sie mit der alten Arbeiterbewegung und stellen die These auf, dass diese Form der Kritik bereits integriert worden ist. Die

Gewerkschaften sind als Tarifpartner eingebunden, die sozialdemokratischen Parteien etablierter Teil des politischen Systems, und der Wohlfahrtsstaat hat die Forderungen nach Verbesserungen des Lebensstandards ein gutes Stück eingelöst. Die Künstlerkritik dagegen, die sich eher in der anarchistischen Bewegung, aber auch in künstlerischen Avantgarden findet, kritisiert am Kapitalismus weniger die soziale Ungerechtigkeit als vielmehr Entfremdung, Abstraktion, Rationalisierung und Bürokratisierung. Diese Form der Kritik hat, das ist die These, 1968 noch einmal enormes Feuer bekommen. Denken Sie an die Parole „Unter dem Pflaster liegt der Strand“ und auch an die Bedeutung radikaler Künstlergruppen wie der Situationisten im Vorfeld des Pariser Mai 1968 – das war Künstlerkritik. Boltanski und Chiapello behaupten nun, genau diese Form der Kritik sei nach 1968 in dem, was wir neoliberale Revolution nennen, aufgegangen. Autonomie, Kreativität, Spontaneität – diese radikalen Forderungen seien, ihrer subversiven Kraft beraubt, in neuen Managementkonzepten, neuen Formen der Arbeitsorganisation und veränderten Anforderungen an die Einzelnen Wirklichkeit geworden. Um sich unter den Bedingungen eines verallgemeinerten Wettbewerbs zu behaupten, sollen sich alle innovativ, flexibel, risikobereit verhalten, kurz: sie sollen aus sich Unternehmerinnen und Unternehmer ihres eigenen Lebens machen. Wie diese Anrufung wirkt und welche Folgen das hat, das thematisiere ich in meinem Buch „Das unternehmerische Selbst“.

Hake: Das ist wirklich interessant, ich sehe da eine Parallele. Sie kennen sicherlich die Diskussion zwischen Nancy Fraser und Axel Honneth,

die zwischen zwei Entwürfen unterscheiden, die mir ähnlich scheinen zu dem, was Sie eben beschrieben haben. Sie unterscheiden zwischen „redistribution“ und „recognition“, also Anerkennung versus Umverteilung. Während Nancy Fraser über die Bedeutung von Verteilung, z.B. durch progressive Steuer oder soziale Ausgaben spricht, beschreibt Axel Honneth das Bedürfnis nach Anerkennung – ein Bedürfnis, das aus der Identitätspolitik bestimmter sozialer Bewegungen kommt. Ich habe zum Beispiel das Gefühl, dass es bei dem, was momentan um Donald Trump herum in Amerika passiert, auch um eine Art Kampf um Anerkennung geht. Es gibt eine Gruppe von Menschen, die das Gefühl hat, die Weißen seien vernachlässigt worden und sollten auch als rassistisch diskriminierte Gruppe Anerkennung verlangen. Im Gegensatz dazu ist Bernie Sanders mit Forderungen nach größerer Verteilung wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und symbolischer Ressourcen aufgetreten.

Kommen wir auf die Rolle von Wut zu sprechen. Frau Hake, sie erwähnen in Ihrem Buch zum Beispiel John Heartfields „productive rage“. Warum ist Wut politisch heute so negativ konnotiert?

Hake: Es kommt ja immer darauf an, was für eine Wut das ist. Ich würde sagen, diese Wut die in den Romanen der Arbeiterbewegung thematisiert wird, ist eine heilige, reine Wut – man muss sie sich bildlich wie eine ganz helle, brennende Kerze vorstellen. Das ist keine selbstinteressierte Wut, sondern sie steht im Dienste einer großen Idee. Während der heutige Wutbürger ja eigentlich nur Ausdruck einer „Not In My Backyard“-Haltung ist, einer Wut auf alle, die mir etwas wegneh-

men könnten. Das ist eine selbstinteressierte Wut.

Bröckling: Da stimme ich Ihnen zu. Gerade wenn ich mir die populistischen Kräfte in Deutschland anschau – da wird ja permanent über Angst gesprochen: Angst vor Überfremdung, Angst vor sozialem Abstieg, Angst vor allem Möglichen. Meine These ist, dass Angst gesagt wird, aber Wut und Hass am Werk sind. Wer sich auf seine Angst beruft, hat einen großen Vorteil. Er entzieht sich der Kritik; man kann ihm nicht widersprechen. Wer könnte mir meine Angst bestreiten? Insofern würde ich unterscheiden zwischen Angst als Gefühl und Angst als Argument in der öffentlichen Diskussion. Über Angst lässt sich Erregung erzeugen, die sich politisch nutzen lässt. Marc Jongen, Dozent für Philosophie an der Kunsthochschule in Karlsruhe und so etwas wie der Hofphilosoph der AfD, sagt ganz offen, es gehe darum, die „Thymos-Spannung“ zu erhöhen. Thymos ist ein antiker Begriff, der auf die affektiven Kräfte, auf das „Bauchgefühl“ abzielt. Wer fortwährend Ängste beschwört, mobilisiert sie, um daraus Kapital zu schlagen. Man will geradezu Angst haben – und machen. Die Berufung auf Angst dient dann als Freibrief, um Fremdenhass und Rassismus freien Lauf zu lassen. Insofern ist es fatal, wenn auch die Vertreter der demokratischen Parteien sagen, man müsse die Ängste der Bürger ernst nehmen. Mit diesem Argument lassen sie sich von den rechten Bewegungen vor sich hertreiben.

Herzlichen Dank Ihnen beiden für das anregende Gespräch.

(ks)